

Moremi Wildlife Reservat, Botswana

Fluss ohne Mündung – im Delta des Okavango

Für viele wilde Tiere Afrikas bedeutet es ein letztes Refugium, für betuchte Touristen eines der schönsten Öko-Juwelen dieser Welt und für die botswanische Regierung eine nicht unerhebliche Einnahmequelle. Neben dem Chobe Nationalpark ist das Moremi Wildlife Reserve *die* Adresse für Tierbeobachtungen. Es umfasst die südlichsten Ausläufer des Okavango, der wenig später in der Dürre der Kalahari versickert. Hier, im riesigen Grenzgebiet von Wasser und Land, wo Lebensräume einem permanenten Wandel unterworfen sind, leben Tierarten auf engstem Raum zusammen, die sonst nur weit voneinander entfernt vorkommen – ein Paradies für Hippos, Giraffen und Elefanten.

Text und Fotos: Dr. Klaus Sparwasser

Die Fahrspur vor mir erinnert vage an einen Übungsparkur für Rallyeenthusiasten. Abgrundtiefe Gräben, kniehohe Höcker und hinterlistige Bodenwellen sind scheinbar mit Bedacht in den feinen weichen Sand modelliert. Der V-6 brabbelt unwillig vor sich hin. Für den Bruchteil einer Sekunde fordert die flackernde Kontrollleuchte der Lichtmaschine meine ganze Aufmerksamkeit. Das unausweichliche Desaster naht unbemerkt in Form einer tief zerfurchten Buckelpiste. Die Wellentäler entsprechen ziemlich genau einem Reifendurchmesser, was physikalisch gesehen für das vertikale Beschleunigungsverhalten eines Allradfahrzeugs durchaus von Bedeutung ist. Wie von Geisterhand gezogen gewinnt der Wagen urplötzlich an Tempo, schwingt sich auf, stemmt sich lässig aus den Federn und kracht nach kurzer Flugstrecke donnernd in ein gewaltiges Bulldust-Loch. Schlagartig wird es dunkel und still.

Als ich meinen zerknautschten Hut aus dem Gesicht schiebe, beginnt sich der Nebel draußen gerade zu lichten. Saubere Leistung. Ich massiere mir den Nacken und sammle die in der Kabine verstreuten Führer und Straßenkarten zusammen. An der Fahrtechnik werden wir wohl noch ein bisschen feilen müssen. Immerhin ist die dämliche Batterieleuchte jetzt aus.

Wär ja auch noch schöner. Das Auto ist quasi neu. Ein luxuriöser Nissan-King-Cab-3.3-V-6-Pick-up-Schlitten ausgestattet mit zwei Dachzelten, Kühlschranks, 160 l Benzin- und 50 l Wassertank sowie weiteren sinnreichen Hilfsmitteln wie Klimaanlage, eingebautem Luftkompressor und Hi-Lift-Jack. Die 820 Kilometer von der Britz Agentur in Windhoek nach Maun hat er souverän mit dem sanften Nachdruck seiner 170 Pferdestärken heruntergeschnurrt. Hinten auf der Pritsche unter dem Hardtop türmen sich Vorräte, Reisetaschen und die sperrigen Alukisten mit der Kameraausrüstung bis unter die Decke.

Im Grunde sind wir ein wenig enttäuscht. Afrika hatten wir uns doch anders vorgestellt. Ein bisschen mehr wie im Fernsehen. Jedenfalls gibt es weit und breit keine knüppelhaften Pisten und die ganze Tierwelt scheint aus Warzenschweinen zu bestehen. Etwas Anderes auf vier Beinen sehen wir nämlich kaum als wir auf dem üppig ausgebauten Highway mehr oder minder schnurgerade durch monotones, mit dürren Akazien bestandenes Buschland vom Airport Windhoek in Richtung botswanische Grenze brausen. Vielleicht ist die Asphaltstrecke aber auch nicht ganz der rechte Ort für Urwaldfantasien. Noch bis zum Beginn der 1990-er Jahre durfte man für die Strecke nach Maun getrost ein bis zwei Wochen einkalkulieren. Heute ist man selbst während der Regenzeit in maximal zwei Tagen dort. Auch wir treffen deutlich früher ein als beabsichtigt, der schwarz asphaltierten Bretterstrecke sei Dank. Dies ist kein wirkliches Unglück, denn gleich dahinter beginnt das Afrika, das wir suchen. Maun, mit Betonung auf dem „u“, ist das Tor zum Okavangodelta.

Zwei Dinge werden sich uns einprägen auf dieser Reise: die unbeschreibliche Vielfalt der Tierwelt und der fast tägliche Weg zur Bank. Geld löst sich in Botswana auf fast magische Weise binnen kürzester Frist in Nichts auf. Dabei sind es nicht Grundnahrungsmittel oder die Utensilien des täglichen Gebrauchs, welche die Reisekosten in Schwindel erregende Höhen treiben, sondern das, wofür die meisten Touristen weite Wege auf sich nehmen und was die eigentliche Ressource des Landes darstellt - die wahrhaft einmalige Tierwelt.

Offenbar hat die Regierung vor einigen Jahren nach einem Multiplikator für ihre Tourismuseinnahmen gesucht und ihn in Gestalt eines einheitlichen Eintrittstarifs gefunden, der für alle Nationalparks und

Tierreservate in Botswana Gültigkeit hat. Die Idee ist so simpel wie effektiv. Was früher billig war, ist jetzt teuer. Und Botswana hat viele Wildreservate. Immerhin stehen fast 20% der Landesfläche unter strengem Schutz.

Wer mehr sehen will als Farmen und überweidetes Buschland muss also blechen und das nicht zu knapp. Das System ist insofern gerecht, als es nur für ausländische Touristen gilt, die vorzugsweise aus Südafrika, Namibia, Europa und Übersee stammen. Einheimische zahlen für ihre Nationalparks nur einen Speuz. Mit dieser Art von legitimierter Ausbeutung befindet sich das Land auf vorderster Linie mit sämtlichen westlichen Industrienationen – nur verläuft der Geldfluss diesmal umgekehrt. Der Irrtum wiederum beruht auf der Annahme: Jeder Ausländer ist reich. Damit scheint fraglich, ob die Rechnung letztlich aufgeht – auch wenn man es dem Naturschutz und der einheimischen Bevölkerung wünschen sollte. Um auf der Terrasse einer der Nobellodges, mitten im Moremi Wildlife Reserve, fernab der Zivilisation auf weiche Kissen gebettet, ganz im Stile alter Kolonialherren auf leicht dekadente Weise seinen Abendwhiskey zu schlürfen, während draußen im Schilf die Nilpferde grunzen, berappt man pro Person und Nacht von 350 Euro an aufwärts, in Worten dreihundertundfünfzig.

Glücklicherweise geht es auch schlichter. Trotzdem wird die Liste der Gebühren, die wir im Parks and Reservation Office in Maun für den Zutritt zum Moremi Wildlife Reserve unterschreiben, immer länger. Die diversen Obuli für Auto, Campsite, Übernachtung und Eintritt addieren sich auf satte 330 Pula, mal die Anzahl der Tage. Das bedeuten umgerechnet rund 65 Euro pro Mann /Frau und Tag – Mietwagen, Sprit und Verpflegung nicht eingerechnet. Die dralle Lady in ihrer leicht verblichenen Khakiuniform lächelt uns über ihren Schreibtisch hinweg mütterlich an. Im Geist zählen wir unsere Penunzen und sehen zu, dass wir Land gewinnen.

Da es jetzt auch schon nicht mehr wirklich darauf ankommt, chartern wir am Flughafen erst einmal einen Rundflug. Wir quetschen uns in eine dreisitzige Cessna und schaukeln in nördlicher Richtung auf blaue Wolkenlöcher zu, aus denen hin und wieder die Sonne hervorbricht und wilde Schattenmuster auf die Landschaft zaubert. Vom eigentlichen Okavangodelta ist jetzt am Ende der Trockenzeit soweit im Süden natürlich nicht viel zu sehen. Vereinzelt erstrecken sich filigrane, grasbestandene Rinnsale in die Dürre und versickern im sandigen Boden. Die Streifen spärlichen Grüns sind nur die letzten Außenposten eines gewaltigen Fächers, der sich im Reich der tausend Schilfinseln weiter im Norden vereinigt. Dort liegt das eigentliche Ziel unserer Reise.

Wir überfliegen Wasserlöcher mit Herden von Büffeln, Gnus, Zebras und Antilopen und folgen dem Schilfgürtel, der sich in Schlangenlinien durch die helle staubtrockene Ebene zieht. Hundert Meter unter uns huscht der Schatten des kleinen Flugzeugs dahin. Weiße Silberreier steigen über dunklen Wasserflächen auf, Giraffen queren mit wiegendem Schritt die dürftig bewachsene Savanne und Elefanten recken ihre Rüssel in die Kronen ausladender Marula-Bäume. Wenig befahrene Pisten zeichnen dünne Linien in den Busch und führen ins Nirgendwo. Wenn man mit dem Allrad durch das schütterere Buschland holpert, ahnt man wenig von der grandiosen Weite der Landschaft, die sich als endlose Ebene rundum bis zum Horizont erstreckt und über der sich gewaltige Wolkentürme ballen.

Als wir Maun wenig später bei strahlendem Sonnenschein mit vollgepacktem Wagen gen Nordosten in Richtung Shorobe verlassen und der Teerbelag nach knapp fünfzig Kilometern abrupt endet, haben wir unser strapaziertes Reisebudget weitgehend verdrängt. Noch einmal vierzig Kilometer weiter stößt die breite Schneise der Schotterpiste auf den „Vet-Fence“, zu gut deutsch Veterinärzaun. Der Name ist eine Farce und das großwahn sinnige Bauwerk, das sich mit Unterbrechungen mehr als 3.000 Kilometer kreuz und quer durch Botswana zieht, schlicht ein Tiersperrzaun. Aus ökologischer Sicht eine einzige Katastrophe. Seit den 50-er Jahren des vergangenen Jahrhunderts als teils drei Meter hoher Doppelzaun gebaut und beständig erweitert, soll er verhindern, dass Wildtiere die Maul- und Klauenseuche auf Hausrinder übertragen. Der Infektionsweg ist zwar bis heute nicht sicher nachgewiesen, aber eines hat der Drahtverhau erreicht: Er hat die Wildtiere ausgesperrt. Nicht nur vom kostbaren Weideland der Großgrundbesitzer, sondern auch von den permanenten Wasserstellen des Okavangodelta in Zeiten der Dürre. Damit hat er in den letzten drei Jahrzehnten Millionen von Zebras, Gnus und anderen Antilopen das Leben gekostet.

Schon vor dem South Gate, hinter dem sich das 5.000 km² große Areal des Moremi Wildlife Reservats und die riesige Sumpflandschaft des Okavango erstreckt, wissen wir, dass sich der Aufwand gelohnt hat. Im Unterholz des Mopanewaldes rechts des Tracks bewegt sich ein großer grauer Schatten parallel zur Fahrbahn – ein stattlicher Elefantenbulle. Er lässt sich nicht stören auf seiner einsamen

Wanderung, äugt kurz zu uns herüber und hebt prüfend den Rüssel. Nahezu lautlos verschwindet er zwischen den Bäumen.

Dann lege ich eine Vollbremsung hin, dass es nur so staubt. Nicht ganz die richtige Art sich unbemerkt an scheue Wildtiere heranzuschleichen, doch in diesem Fall ist übertriebene Vorsicht überflüssig. Hinter einem bedornten Akazienstrauch fährt ein langer Hals mit ausgeprägtem Netzmuster in die Höhe. Seine Konturen lösen sich im Licht- und Schattenspiel zwischen den Zweigen beinahe auf. Kullerrunde Knopfaugen blicken aus schwindelnder Höhe neugierig zu uns herab. Die Linse des Teleobjektivs starrt von unten zurück.

Für einen Moment hält die Giraffe im Kauen inne, dann schlingt sie die lange Zunge um den nächsten Zweig mit zartem Grün und streift die frischen Fiederblättchen mit einem Rutsch ab. Uns schaudert. Die weißen nadelspitzen und eisenharten Riesendornen der Akazie sind fast so lang wie mein Zeigefinger. Giraffen sollten eigentlich reihenweise gepiercte Zungen besitzen. Doch die Lösung des Rätsels ist so einfach wie nahe liegend. Eine San-Frau hat uns später auf einem Bushwalk gezeigt wie so eine „Giraffen-Akazie“ funktioniert. Beim Abstreifen der Blätter legen sich die mörderischen Dornen brav an die Basis der Zweige und richten sich erst wieder auf, wenn die Hand oder im Falle einer Giraffe, die Zunge, darüber hinweggezogen ist und verursachen nicht einen Kratzer. So schützen sich die wehrhaften Bäume zwar gegen vehementen Verbiss, aber ihre frischen Blatttriebe werden sie dennoch los.

Genüsslich neigt sich die Giraffendame auch zu den tiefen Zweigen hinab. Unversehens tauchen weitere Häuse aus dem Gebüsch auf und wir finden uns alsbald umringt von einer Giraffenfamilie aus dem Bilderbuch: ein mächtiger Bulle, ein Weibchen und dazwischen eingerahmt zwei halbstarke Kälber. Je weniger man sucht, desto mehr scheint man zu finden. Binsenweisheit. Aber auch in den Nationalparks mit ihrem dichten Besatz sind solche Episoden mit frei lebenden Tieren letztlich reine Glücksache.

Der Ranger am South Gate strahlt uns an wie alte Bekannte. Wir zeigen ihm den Reservierungswisch vom Distrikt-Office in Maun und blättern dicke Bündel Geldscheine auf den Tisch. Gewissenhaft zählt er nach und stellt uns eine Quittung aus. „No problem, Sir“ meint er grinsend und drückt uns zwei Broschüren des „Botswana Endangered Predator Survey“ in die Hand. Jede Sichtung von Geparden oder Afrikanischen Wildhunden sei zu melden, für die Datenbank. Wir geloben es. Ob wir denn zu Forschungszwecken hier seien, will er wissen. Ich lache. Schön wär´s. „Großwildjagd“, behaupte ich und schwenke die Kamera durch die Luft. Die Zeiten des Forschens sind lange vorbei.

Trotzdem kommen wir uns vor wie Entdecker, als wir in die Buschschneise zur Third Bridge einbiegen. Unser Allrad bekommt Arbeit. Der schwer beladene Pick-up brummelt über Sandpassagen, rumpelt durch tiefe Schlammkuhlen und verschwindet für kurze Abstecher im Mopanewald, um wenigstens die größten Löcher zu umrunden. Trocken rissige Lehmpannen ziehen am Fenster vorbei. Ihre Ränder säumt frisches Gras, das wir, weil wir es irgendwo einmal gelesen haben, Elefantengras nennen. Lichte hohe Wälder wirken wie lichtdurchflutete weiträumige Säulenhallen, überspannt vom Baldachin der schirmartigen Kronen uralter Bäume. Ihre Zweige projizieren ein fein verästeltes Netzmuster auf den Waldboden.

Die Piste ist gespickt mit tief ausgewaschenen Mulden und die Blattfedern unseres Nissan ächzen vernehmlich, wenn die Achsen bis zum Anschlag in den Radkästen verschwinden und sich der Wagen so verschränkt, dass die hinteren Räder fast den Kontakt zum Untergrund verlieren. Mit brausendem Motor wühlt sich der Wagen aus den Sandlöchern. Allmählich rückt der Wald dichter zusammen und die buschigen Mopane-Bäume erinnern mit einem Mal an sauber gestutzte Buchsbaumhecken. Für uns sieht die Gegend so recht nach Elefanten aus. Nur zeigen will sich keiner. Angestrengt spähen wir in das grüne Dickicht.

Manchmal kommt der Berg auch zum Propheten. Sekundenbruchteile später flackert das rote Generatorlicht und der Nissan hebt von der nächsten Bodenwelle ab. Durch die Stille nach dem Einschlag schallen lautes Knacken und Prusten. Unser Pick-up kann es nicht sein, trotz der unsanften Landung. Also bringen wir den Motor wieder in Gang. Annähernd geräuschlos mahlen die Räder durch den weichen Sand. Im Schrittempo versuchen wir uns der Quelle des Lärms zu nähern. Dann teilen sich die Büsche und geben den Blick frei.

Dicht gedrängt vergnügt sich eine Elefantenherde genüsslich im Matsch am Rande eines Wasserlochs. Mächtige graue Leiber, wohin man auch schaut, eine Wand aus grauen Körpern. Wir sind mitten in

eine große Versammlung geraten. Wasser spritzt in die Luft und rieselt in schwarzen Bahnen über tief gefurchte Haut. Die Luft ist erfüllt von wohliger Schnauben. Vorsichtig gleiten wir aus dem Wagen und pirschen uns im Schutz der Mopane-Büsche ein Stückchen näher heran. Ein bisschen mulmig ist uns schon. Im Zoo wirken Elefanten irgendwie kleiner. Kaum dreißig, vierzig Meter sind wir von ihnen entfernt.

Zwischen den Kolossen wuseln winzige Babyfanten herum, recken keck ihre Minirüssel in die Luft und scheinen ganz hin- und hergerissen zwischen Neugier und Flucht. Zwischen den Beinen ihrer Mütter und Tanten fühlen sie sich am sichersten. Eine riesenhafte Kuh hat unsere Anwesenheit längst bemerkt. Mit erhobenem Rüssel und wedelnden Ohren nimmt sie Witterung auf. Dann dringt ein tiefes rollendes Brummen von der anderen Seite des Weges herüber. Seine Vibrationen scheinen von überall her zu kommen. Sie gehen durch uns hindurch und erfüllen den Wald mit einem sanft fließenden Bass. Vielleicht ist es die Leitkuh, die ihre Herde zum Aufbruch drängt. Jedenfalls schicken sich die Elefanten an, den Weg zu queren, um sich mit dem unsichtbaren Rest der Truppe jenseits der Piste zu vereinigen.

Langsam ist es an der Zeit ins Auto zurückzukehren. Die Kameras fliegen auf den Rücksitz und im Rückwärtsgang bringen wir eine respektvolle Distanz zwischen uns und die Elefantenherde. Vor lauter Aufregung vergessen wir zu zählen, als die Gruppe den Weg kreuzt. Fünf, sechs Jungtiere sind es, und wir schätzen die ganze Herde auf fünfundzwanzig bis dreißig Stück. Eine Weile warten wir noch, um die Elefanten mit unserem Motorgeräusch nicht zu erschrecken, dann setzen wir den Nissan langsam in Bewegung und sind uns nicht sicher, ob die Begegnung mit den gutmütigen Riesen nicht vielleicht bloß unserer Einbildung entsprungen ist.

Doch nur wenige hundert Meter weiter rollt wieder der weithin tragende Bass durch das Strauchwerk und die Schemen mächtiger Leiber entziehen sich unseren Blicken ins Gehölz. Wissenschaftler vermuten, dass Elefanten mit solchen Infraschalllauten, die für das menschliche Ohr normalerweise unhörbar sind, über viele Kilometer hinweg miteinander kommunizieren. Wenn man bedenkt wie schnell und lautlos eine ganze Herde Elefanten im Wald verschwinden kann, als hätte sie nie existiert, ist die Wahrscheinlichkeit solcher Ereignisse eher gering.

Verheerende Brände schlagen immer wieder Schneisen in den Wald. Wie überdimensionierte verkohlte Streichhölzer ragen verbrannte Bäume bald darauf aus dem Grün eines unwirklichen Golfrasens. Durch die Einwirkung des Feuers bilden sich riesige Lichtungen mit anmutigen Senken und ausgedehnten Wasserlöchern und die fast monotone Gleichförmigkeit der weitläufigen Graslandschaft wird nur von den kahlen Skulpturen der Baumskelette gestört. Am Rande unseres Gesichtsfeld weidet eine Herde Zebras, mitten unter ihnen zwei Tsessebe-Antilopen mit ihren seltsam geschraubten Hörnern. Ein einzelner Gnobulle wirbelt mit den Vorderhufen Staub auf und schaut schnaubend unserem Fahrzeug nach. Zwei flache Seen, die wir passieren, erscheinen schwarz von den Körpern unzähliger Marabus.

Durch tiefen Sand erreichen wir die First Bridge, die erste einer Reihe von Balkenbrücken, über die trockenen Ausläufer des Okavango. Die Knüppelkonstruktion wirkt wenig Vertrauen erweckend. Wir folgen der Fahrspur hinab ins Flussbett und klettern auf der anderen Seite im ersten Gang die Böschung hinauf. Mit der Second Bridge verhält es sich ähnlich. Erst um die Third Bridge führt kein Weg herum.

Eingerahmt von einem hohen Schilf- und Papyrussaum erstrecken sich rechts und links der Brücke blaugrün schimmernde Wasserflächen. Endlich stehen wir am Rande des Okavangodeltas, dessen Wasserarme vorläufig noch kurz hinter der dritten Brücke versickern. Der Übergang ist solide gebaut und aus dem Schilf dringt das Grollen unsichtbarer Nilpferde. Eine unübersehbare Blechtafel warnt eindringlich davor, in die Fluten zu steigen. In den neunziger Jahren ist ein Tourist nicht weit von der Stelle wo wir gerade stehen im Bauch eines hungrigen Krokodils gelandet. Überhaupt wird der Campground der dritten Brücke in allen Führern für seinen unmittelbaren Kontakt zur einheimischen Tierwelt gerühmt. Vor aufdringlichen Pavianen hat man uns schon in Maun gewarnt. Doch auch ein nächtlicher Ausflug zum Toilettenhäuschen kann überaus unterhaltend sein. Angeblich patrouillieren nachts regelmäßig Löwen durch das Camp. Vor einigen Jahren haben sie eine wohl wenig buscherprobte Touristin aus ihrem offen stehenden Zelt gezerrt und getötet.

Von alledem bemerken wir nichts, als wir im Schatten eines hohen Marula-Baumes unser Mittagssmahl einnehmen. Die Gittertüren aus massiven Eisenstangen vor den Waschhäusern sprechen allerdings

Bände. Ihre Scharniere sind allesamt so angebracht, dass sie unweigerlich hinter jedem Besucher ins Schloss fallen. Zooerlebnis einmal anders rum.

Hinter der Third Bridge schlängelt sich der sandige Pfad vor der Kühlerhaube durch dichtes Buschland. Allenthalben sprießt frisches Grün und zwischen Dornakazien, Mopane-Bäumen und versengten Baumstämmen breiten sich immer häufiger bizarre Parklandschaften aus. Unverhofft finden wir uns inmitten einer großen Zebraherde wieder. Vermutlich ist es die Vorzeigetruppe der kommerziellen Safari-Game-Drives, denn die Tiere sind kein bisschen scheu. Uns ist das schnuppe und aus wenigen Metern Entfernung schauen wir den gestreiften Pferden mit ihren Fohlen beim Fressen zu. Reiher stolzieren zwischen ihren Beinen herum und schnappen nach Insekten. Die Fellzeichnung der Zebras ist blitzsauber und von grafischer Akkuratessse. Die bräunlichen Linien an den Hinterbacken zwischen dem Schwarz-Weiß-Muster weisen darauf hin, dass es sich um Burchell´s Zebras handelt. Die alte Streitfrage, ob Zebras nun schwarze Streifen auf weißem Grund besitzen oder umgekehrt, vermögen auch wir nicht zu entscheiden. In jedem Fall ist die außergewöhnliche Bemalung eine optimale Tarnung in der hitzeflimmernden Luft über der Savanne.

Kreuz und quer durch trockene Lehmpfannen und lichte Hallenwälder ziehen wir auf schmalen kaum sichtbaren Wegen der Xakanaxa Campsite entgegen, die unter uralten Sausage-Trees, aufgrund ihrer wurstähnlichen Früchte auch Leberwurstbäume genannt, am Rande eines wogenden Ozeans aus Schilf ruht. Kaum eine Stunde nach unserer Ankunft hocken wir zusammen mit zwei Südafrikanern und zwei blonden Engländerinnen in einem flachen Motorboot, das uns in den Irrgarten des Okavangodeltas entführt. Zusammen wird es eben preiswerter, da ergeben sich solche Kontakte ganz schnell.

Nach einigen Windungen der Wasserstraße im Schilfmeer haben wir jede Orientierung verloren. Die wenigen Bezugspunkte am Horizont verschwinden im Labyrinth der Inseln und Kanäle. Sonne und Wolken spielen mit der schwankenden Graslinie am Horizont und zeichnen breite Lichterbahnen über das Delta. Gleichmäßig tuckert das Boot durch schmaler werdende Schneisen inmitten des dichten Schilfgürtels, quert breite Wasserarme und verliert sich mehr und mehr im Reich der tausend Inseln des kilometerbreiten Deltas, das sich jetzt am Höhepunkt der Trockenzeit weit in das Innere des Moremi Wildlife Reserves zurückgezogen hat. Unzählige Silberreiherr hocken wie weiße Statuen aufgeplustert auf den Büschen der Schilfinseln, schwarz-weiß gefleckte Kingfischer lauern dazwischen, blühende Wasserlilien treiben vorbei und nur das leise Rattern des Motors stört die Stille in der Weite der Sumpflandschaft. Das Highlight offenbart sich wie so oft zum Schluss.

Das Boot gleitet in einen schmalen Seitenarm, der sich immer enger zusammenzieht, bis sich die Wand aus Schilfhalmen teilt und in der beginnenden Dämmerung den Blick frei gibt auf einen mächtigen Elefantenbullen, der uns aus unserer Bootsperspektive noch viel größer erscheint. Einhundert Meter entfernt zupft er mit seinem Rüssel Äste und Blätter aus den Bäumen. Kein Zaun trennt uns von ihm. Uns beschleicht die glasklare Erkenntnis, dass er ein unverzichtbarer Bestandteil dieses uralten Kontinent und es unsere verdammte Pflicht ist, solche Lebensräume zu erhalten.

© perentie productions **Heia Mokoro!** - nature documentaries

Eine echte Alternative zu Touren mit dem Motorboot und ein Erlebnis der besonderen Art sind Ausflüge im schwankenden Einbaum, dem Mokoro. Veranstalter gibt es in Maun wie Sand am Meer, aber nicht alle sind gleich motiviert und hin und wieder bildet die Sprache ein unüberwindliches Hindernis, sofern man der Landessprache Setswana nicht mächtig ist. Ein Trip in solch einer Nussschale in die feinsten Verästelungen des Okavangodeltas schärft den Gleichgewichtssinn – und stellt höchste Ansprüche an jede leidgeprüfte Bandscheibe.

Das martialisch aussehende Gefährt, das uns in aller Herrgottsfrühe am Audi Camp einsammelt, lässt bereits Schlimmes erahnen. Der offenbar höchst geländegängige Lastwagen ist eine seltsame Mischung aus unten Unimog, vorne MAN und oben Cabrio. Fahrer und Beifahrer können sich noch hinter der Windschutzscheibe verstecken, ein Stockwerk höher genießt man völlig offen unter einer Sonnenplane auf sechs betonharten holzbeschlagenen Sitzbänken die unverstellte Aussicht. Für eine gemächliche Fotopirsch mag das angehen, bei 80 Sachen auf der Straße nach Shorobe reißt einem der Fahrtwind fast die Sonnenbrillen aus dem Gesicht.

Der Orkan lässt erst nach, als der Monstertruck auf einen kaum sichtbaren Pfad in Richtung Norden einbiegt. Dafür halten die dicken Stahlbündel über den Achsen, was sie versprechen: Sie sind quasi stocksteif. Für die nächste Stunde haben wir alle Hände voll zu tun, den Ausritt einigermaßen unbeschadet zu überstehen. Kerzengerade sitzen unsere Fahrer aufrecht hinter ihren spartanischen Armaturen und folgen wie ein Pärchen

Lovebirds synchron jeder Krängung des Lasters. Einigermaßen weichgeklopft erreichen wir eine gute Fahrstunde jenseits des „Vet-Fence“ den Schilfgürtel, der den Rand des Deltas markiert.

Eine Batterie Einbäume liegt am Ufer vertäut und scheint schon beim bloßen Hingucken Wasser zu nehmen. Matanta heißt unser Poler mit Namen. Er lächelt zuversichtlich. Die Sitzordnung funktioniert nach Gewicht und folgt einer möglichst optimalen Tarierung. Dass ich vorne im Bug sitzen darf, ist möglicherweise ein Kompliment für meine Figur. Vielleicht auch nicht. Für derart tief schürfende Überlegungen bleibt allerdings wenig Zeit. Auf trockene Riedgrasbündel gekauert verknote ich meine Beine zu einer halbwegs erträglichen Sitzposition. Dann stoßen wir vom Ufer ab. Lautlos tauchen wir zwischen die Schilfhalm und haben mit einem Male in etwa den Blickwinkel eines halb untergetauchten Nilpferds. Es wird still. Außer dem leichten Plätschern, wenn Matanta seinen langen gegabelten Stock, mit dem er den Einbaum durch die schmalen Wasserarme manövriert, aus dem Wasser zieht und zum nächsten Einstechen ausholt, lastet eine bleierne Ruhe über den Schilfhalm.

Mit über 15.000 km² Fläche ist das Okavangodelta das größte Binnendelta der Welt. Im Ursprungsgebiet des Okavango im zentralen Hochland von Angola gehen jährlich bis zu 2.000 mm an Niederschlägen nieder, die rund vier Monate später im Okavango-Becken eintreffen und die Riesenschüssel des Deltas bis zum Überlaufen füllen. Im Plio-Pleistozän vor mehr als zwei Millionen Jahren ergossen sich die Fluten des Okavango einmal über den Limpopo in den mehr als 2.000 Kilometer entfernten Indischen Ozean. Doch Verwerfungen in der Erdkruste schnitten den Okavango vom Ozean ab. Der riesige See, der sich daraufhin bildete, ist noch heute als Lake Makgadigadi in Gestalt einer Salzpfanne von gewaltiger Ausmaßen zu bestaunen. Das überschießende Wasser bahnte sich schließlich einen Weg nach Nordosten, ließ vor rund 20.000 Jahren die Victoriafälle entstehen, die heute nur noch vom Sambesi gespeist werden, und der Lake Makgadigadi verdampfte unter der sengenden Tropensonne zu Salz. Die Ereignisse, die das heutige Antlitz des Deltas prägten, fanden geologisch gesehen erst in jüngster Vergangenheit statt. Als Folge von tektonischen Bewegungen in der Verlängerung des afrikanischen Grabenbruchs senkte sich der Boden des Beckens ab, während sich die Ränder zusehends verflachten und Raum gaben für die Wassermassen des Okavango.

Vorsichtig rücke ich mein eingeschlafenes Bein gerade, sorgfältig bemüht nur ja keine Unruhe in das heikle Gleichgewicht des Mokoro zu bringen, verstaue die Kameras sicher zwischen meinen Füßen und lehne mich zurück. Uplötzlich ist die Zeit weg. Das Leben ist ein breiter ruhiger Strom. Die Spitzen des Riedgrases scheinen mit dem blauen Himmel zu spielen. In Zeitlupe treiben wir dahin, vorbei an blühenden Wasserlilien, Libellen und Fliegenschnäppern. Der Rand des Einbaums dümpelt kaum zwei Zentimeter über der Wasseroberfläche dahin und ab und an schwappt es ein wenig über die Bordwand. Am Ufer liegt ein gewaltiger von der Sonne gebleichter Elefantenschädel. Die restlichen Knochen sind vom an- und abschwellenden Hochwasser Hunderte von Metern über das Ufer verstreut. Von Ferne hören wir ein rhythmisches Klopfen.

Es sind keine Buschtrommeln, sondern ein einsamer Dorfbewohner, der sich hier draußen sein nächstes Boot gefällt hat. Das Holz ist hart wie Stein. Runde fünf bis sechs Wochen braucht ein einzelner Mann bis sein Mokoro fertig ist. Matantas Bekannter ist schon ziemlich weit gekommen. Schweißgebadet steht er in einem kniehohen Hügel aus Kleinholz. Mit einer geschärften Hacke drischt er in stetem Rhythmus auf den Baumstamm ein, dass die Späne nur so fliegen. Die spätere Sitzmulde ist schon klar zu erkennen. Bis zu fünf Jahre hält so ein Mokoro aus dem Holz des Sausage-Trees. Matanta unterhält sich mit dem Mann auf Setswana. Die Gesten sprechen Bände. Es wird gefachsimpelt, unterbrochen nur von zahllosen lang gezogenen „Eeehhs“, was in Setswana soviel wie „Ja“ bedeutet. Bei uns würde man vielleicht ein bedeutungsschwangeres „Hmmmhh“ in die Runde werfen. Die drolligen Urlaute dienen nicht nur der gegenseitigen Bekräftigung, sondern sorgen wie ein Taktgeber beim Klavierspiel für die Synchronisation der Unterhaltung. Man weiß sich auf einer Wellenlänge. Für unsere Ohren klingt es eher komisch und wir schmunzeln still in uns hinein.

Auf dem folgenden Game-Walk scheuchen wir eine Zebraherde auseinander, stapfen hinter Matanta her durch eine wüste Mondlandschaft aus ungeordneten Büschen, Sträuchern, breitkronigen Schirmakazien und weißem Sand, der die Sonne unbarmherzig reflektiert, schlagen zwei erschreckte Giraffen in die Flucht, stolpern beinahe in den eingebrochenen Bau eines Erdferkels und ignorieren, dass es die ganze Zeit irgendwie streng nach Raubtier riecht. Dann geht es zurück, vorbei an einem Hippo-Pool und zwei äsenden Elefantendamen bis zu einem idyllisch anmutenden Rundhüttendorf, das malerisch inmitten einer Waldinsel auf einer Anhöhe in der Schilfebene ruht und in dem Matanta, unser Poler, zu Hause ist.

Die zweistündige Rütteltour zurück zum Camp lässt sich leider nicht umgehen. Von Hitze und Sonne ausgelaugt, von holprigen Pisten durchgeschüttelt, sind wir froh, als endlich das Audi Camp vor uns auftaucht. Eine Dusche und ein kaltes Bier warten auf uns. Snobismus pur.

Auf dem Campground halten uns die putzigen Tree-Squirrels bei Laune. Die afrikanischen Pendants zu unseren Eichhörnchen turnen frech auf der Stoßstange und hinter dem Rammschutz unseres Nissan herum und knabbern an der reichen entomologischen Sammlung, die sich bei 120 km/h auf dem Highway nach Maun über den Kühlergrill verteilt hat. Keine Frage, aus kulinarischer Sicht gibt es appetitlicheres, doch den Hörnchen scheint es zu schmecken. Laut keckernd hopsen sie mit

zuckenden Schwänzen auf den Bäumen herum und lachen sich kaputt über uns. Dabei bebt das ganze Tier vom Schnurrbart bis zur Schwanzspitze.

Bartvögel, Verwandte unserer Spechte, fliegen einem fast auf die Hand und braune Louries mit einem dunenartigen graubraunen Kamm auf dem Kopf und lang ausgezogenen Schwanzfedern, die im Fluge wie ein Schleier wippen, bevölkern Büsche und Sträucher und palavern und miauen wie die Katzen. Ihren deutschen Namen „Graulärmvogel“ tragen sie zu recht. Blaumetallisch schillernde Stare mit leicht gebogenem Schnabel und einem gelben Ring um die Augen, blitzen wie bunte Christbaumkugel zwischen den Zweigen hervor, während kaum fünf Meter vor meinen Füßen ein Hoopoe, ein Wiedehopf, mit zuckendem Federkamm und seinem langen gekrümmten Pinzettenschnabel im weichen Boden nach Nahrung tastet und sich dabei allenfalls von den Baumhörnchen gestört fühlt, denen er hin und wieder drohend den Federfächer auf seinem Kopf entgegen sträubt. Danach nimmt er gemächlich ein Staubbad und watschelt stochernd von dannen.

Spätestens ab zehn Uhr morgens kann man die Kamera getrost wegpacken. Das Licht wird gleißend hell und wäscht alle Farben aus dem Himmel. Bereits am frühen Vormittag ist es so drückend heiß, dass man es allenfalls im Schatten der ausladenden Baumkronen aushalten kann. Bis zum Nachmittag fallen wir regelmäßig in eine Art Hitzestarre und dösen apathisch unter den uralten Baumriesen vor uns hin. Gegen vier Uhr packen wir das Dachzelt zusammen und fahren los in Richtung Xakanaxa Lodge. Noch immer macht die brütende Hitze das Atmen schwer. Wir lassen die Klimaanlage eingeschaltet und reißen beide Fenster auf. Zu unreal das Empfinden, völlig abgenabelt von der Umgebung durch die strahlende Savannenlandschaft zu gleiten. Der Glutwind, der durch die Fensteröffnung hereinfegt, mischt sich mit dem kühlen Luftstrom der Klimaanlage zu einem halbwegs erträglichen lauen Lüftchen und trägt jeden Schweißtropfen sofort davon.

Durch dichten Wald gelangen wir zum Rand einer ausgedehnten Wasserstelle mitten in einer trockenen Lehmpanne. Zu Hochwasserzeiten ist sie Teil der riesigen Seenfläche des Okavangodelta, das ein paarhundert Kilometer weiter südlich in der Kalahari versickert, geboren aus einem breiten Strom, der sich auf seinem Weg mehr und mehr zerfasert und schließlich in Form eines gewaltigen Wasserfächers in der Hitze der Wüste verdampft - ein Fluss ohne Mündung.

Die Vielfalt der Tierwelt ist genauso beachtlich. Wo während des Hochwassers Wasserläufe die Landschaft durchschneiden, dehnen sich nur Wochen später staubtrockene Lehmpannen. Lebensräume ändern sich mit dem Pulsschlag des Wassers. Im Okavangodelta treffen Tierarten in unmittelbarer Nachbarschaft aufeinander wie nirgends sonst. Reiher, Schlangenhalsvögel, Kormorane und Kingfischer, angepasst an ein Leben an oder im Wasser, bekommt man hier ebenso zu Gesicht wie die unzähligen Arten von Hornschnäblern, Tauben, Perlhühnern und Bienenfressern, die die Waldbereiche und Buschsavanne zwischen den austrocknenden Wasserstellen bevölkern.

Jenseits des schlammigen Uferstreifens hinter einem Gürtel aus leuchtend grünem Elefantengras äst eine Gruppe Lechwe-Antilopen und auf dem abgestorbenen Ast eines überhängenden Baumes thront majestätisch ein Fischadler. Reed-Bucks, Sitatungas, Buschböcke, Impalas und Gnus streifen durch das Grasland. Auf dem Rückweg zum Camp kreuzt ein Kudu-Weibchen unseren Weg und im beginnenden Dämmerlicht glauben wir eine Sabel-Antilope auszumachen, doch ganz sicher sind wir uns nicht. Giraffen und Zebras wandern in Herden über die Savanne, im schwächer werdenden Licht ziehen Elefanten zu den Wasserlöchern, Nilpferde gehen zum Äsen an Land und die Nacht gehört den Hyänen und Löwen.

Mit Einbruch der Dunkelheit treten wir den Rückzug an. Draußen über dem Schilfmeer türmen sich dunkle Wolken, aus denen hin und wieder dumpfes Grollen dringt. Als wir die Xakanaxa Campsite erreichen und gerade unser Dachzelt aufschlagen, beginnt ein sanfter Nieselregen. Angesichts der immer noch schweißtreibenden Temperaturen kaum mehr als eine warme Dusche. Genauso plötzlich wie er begonnen hat, hört der Regen wieder auf. In der schwülen Hitze, die danach folgt, lechzen wir nach einer Abkühlung.

Unser Flehen sollte erhört werden. Die Sonne verabschiedet sich mit einem letzten Aufglühen über der Ebene jenseits der Wasserstellen hinter den Horizont, dann ist es mit einem Mal ohne großes Vorspiel stockfinstere Nacht. Wir entfachen ein Lagerfeuer, doch nach zwei Gläsern eines schweren südafrikanischen Cabernet Sauvignons sind wir reif für den Schlafsack. Das Wetterleuchten am Horizont wird zunehmend heftiger. Blitze zucken zu Boden, und die ersten Tropfen beginnen zu fallen. Im leisen Geriesel des Regens auf dem Zeltdach schlafe ich ein.

Kurz darauf werde ich von einem tosenden Unwetter geweckt, ein brausender Wind rüttelt an den aufgespannten Vordächern und durch die Fliegengaze stäuben feine Wasserschwaden. Bis wir die Stahlstangen, die das Vordach auf Spannung halten aus ihren Aufnahmen befreit haben, sind wir pitschnass. Von einer echten Abkühlung kann man nicht sprechen. Nachdem alle Luken geschlossen sind, tobt sich das Unwetter aus, der Regen trommelt auf das Dach, die Zeltbahnen knattern in den stürmischen Böen und Donner hallt von allen Seiten.

Trotzdem sinke ich in einen unruhigen Dämmer Schlaf. Als ich noch einmal daraus erwache, hat sich das Gewitter verzogen, nur die Regentropfen trommeln weiter auf das Zelt. Dann plötzlich, in einem Moment scheinbarer Ruhe, wackelt unverhofft unser fahrbarer Untersatz. Einmal, zweimal schwankt das Auto samt Dachzelt wie ein Schiff in der Dünung. Wir fahren aus den Schlafsäcken hoch und obwohl wir unsere Gesichter im Dunkeln nicht sehen können, schauen wir wohl einigermaßen verdutzt aus der Wäsche. „Bist du das?“, frage ich reichlich konsterniert in das Dunkel neben mir. Die Frage scheint wenig intelligent, aber etwas Besseres fällt mir nicht ein. Ein hingehauchtes „Nein“ ist die Antwort. Unsere Bettstatt schaukelt erneut. „Was um alles in der Welt geht da draußen vor?“ „Hippos??“, kommt es leise zurück. Das wäre eine Möglichkeit. Immerhin haben wir die Nilpferde letzte Nacht im Ufersaum des Schilfs schnauben gehört und ein unübersehbarer Trampelpfad führt nicht weit von unserem Rastplatz ans Ufer. Es könnten aber auch Elefanten sein. Ein einsamer Bulle etwa, der sich mit wedelnden Ohren und erhobenem Rüssel emsig am Heck unseres Fahrzeugs zu schaffen macht.

Der Gedanke ist unbestreitbar beunruhigend. Jedenfalls erwarten wir etwas ziemlich Großes zu sehen, als wir vorsichtig den Reißverschluss des Zelteingangs öffnen und mit der Taschenlampe zum Heck des Wagens leuchten. Der Lichtstrahl verschwindet hinter der Dachkante im sprühenden Regen. Nichts. Dann wankt es erneut und diesmal ist auch ein lautes Poltern zu vernehmen, das von irgendwo dicht hinter der Stoßstange zu kommen scheint. Der Schein der Lampe erhascht zwei gelb funkelnde Reflektoraugen. Gebannt starren sie zu uns herauf, gesäumt von gespitzten Ohren, einer schwarz glänzenden Nase und hellem Tüpfelfell – eine Hyäne. Aufrecht auf den Hinterbeinen stehend, die Vorderpfoten gegen die Rückwand gestemmt, versucht sie an unsere Vorräte im Wageninneren heranzukommen. Die Notration Biltong riecht verlockend.

Noch immer können wir uns das Schütteln des Wagens nicht recht erklären. Dann folgt die schockartige Erkenntnis, dass die Heckklappe unseres Pick-up weit offen steht. Schon auf der Fahrt ins Moremi Wildlife Reserve hatte der Schließmechanismus geklemmt und offensichtlich war es uns nicht gelungen, sie vollständig zu verriegeln. Der verbleibende Spalt war gerade groß genug für eine Hyänenschnauze. Es knirscht und knackt, der Wagen ruckt und es folgt das Geräusch von zerreißendem Stoff. Eins ist klar, irgendwie muss das aufhören, sonst können wir unseren Kühlschrank abschreiben und die Vorräte dazu.

Mit der Taschenlampe krieche ich durch den strömenden Regen auf das hintere Dachzelt, hämmere mit der flachen Hand auf die seitlichen Blechlaken und veranstalte auch sonst einen Heidenlärm. Endlich verzieht sich der getüpfelte Räuber ins schützende Dunkel. Ich knalle die Heckklappe ins Schloss. Genug für eine Nacht. Im Schlamm hinter unserem Allrad liegen Handtücher und unsere Kulturbeutel verstreut. Klatschnass und einigermaßen gereizt wickle ich mich in meinen Schlafsack und falle Sekunden später in tiefen Schlaf.

Das ganze Ausmaß der Zerstörung offenbart sich am nächsten Morgen. Es hätte schlimmer kommen können. Nur die mit einem Reißverschluss gesicherte Isolationsschicht des Kühlschranks hat es nicht überlebt. Sie ist glatt durchgerissen und vorne fehlt ein ordentliches Stück. Am oberen Rand des massiven Metalldeckels, der den Kühlschrank verschließt, hat unser nächtlicher Besucher seine Zahnmarken hinterlassen, eine satte Delle mit zwei Halbzentimeter tiefen über Kreuz verlaufende Furchen. Wie wir diesen Vorfall der Vermietagentur in Windhoek erklären werden, ist uns vorläufig noch schleierhaft. Noch haben wir ja ein paar Tage Zeit uns eine hübsche Geschichte auszudenken. Eines indes haben wir aus dem Vorfall gelernt: Das Auto ist von nun ab jeden Abend fest verschlossen.

Um halb sechs, als der Himmel über dem östlichen Horizont in zartem Rosa erstrahlt und das Konzert der Vögel den Tag begrüßt, starten wir in Richtung North Gate. Am Khwai River wollen wir die letzten Tage im Moremi Reservat verbringen. Hinter dem alten Airstrip zweigen wir nach Nordosten ab und biegen auf eine Piste ein, die laut Karte in direkter Linie dorthin führt. Schon nach wenigen hundert Metern ist die Fahrt vorläufig zu Ende. Ein großes Blechschild verkündet „Road closed“. Der Weg

hinter dem Schild scheint genauso gut oder schlecht wie der Abschnitt davor. Kurzerhand ignorieren wir die Hinweistafel. Dicht am Schilfgürtel folgt die Piste dem Ufersaum, hinter dem sich offene Wasserflächen erstrecken. Hin und wieder tauchen wir in die lichten Hallen des umgebenden Waldes, zwischen dessen Stämme die Morgensonne goldene Fäden spinnt und mäandern durch eine herrliche Auenlandschaft aus hohem goldgelbem Riedgras, aus dessen im Wind wogenden Halmen die bleichen Skelette abgestorbener Baumriesen ragen. Auf weit ausladenden Ästen lauern Afrikanische Fischadler. Über allem spannt sich ein tief azurblauer Himmel, in dem vereinzelte Wolkentürme treiben.

Wenig später dämmt uns, warum die Straße gesperrt ist. Gewaltige Baumstämme liegen quer über dem Track. Die Fahrspur verschwindet im Unterholz. Äste knirschen an der Bordwand und schließlich bleibt uns nichts anderes übrig als ganze Büsche zwischen die Räder zu nehmen. Mit einiger Mühe finden wir auf die Piste zurück. Der Wagen schlingert durch tiefe Auswaschungen, randvoll mit einer braunen Schlammbrühe. Nach zwölf Kilometern nervtötenden Dschungelkampfs kommt das endgültige Aus. Nachdem wir ein grasbestandenes Wasserloch mit wühlenden Rädern durchquert haben, verlässt mich bei dem Anblick, der sich uns bietet der Mut. Vor uns öffnet sich in einer Sumpflandschaft eine Kette von grün schillernden Seen, die es zu überwinden gilt. Allein der erste ist mehr als fünfzig Meter breit, seine Tiefe unabsehbar. Ende der Fahnenstange. Mit einem zweiten Fahrzeug könnte man es versuchen, aber so verspüre ich wenig Lust, meine letzten Urlaubstage mit einem abgesoffenen Allradfahrzeug in einem Schlammloch zu verbringen. Also zurück, die ganze verfluchte Strecke.

Irgendwie scheint heute nicht unser Tag. Die einzige Alternativroute, die uns bleibt, führt laut Karte schnurstracks zum South Gate. Wenigstens ist sie im Vergleich zu der Piste von eben eine Rennstrecke. Doch nach weiteren zehn Kilometern überkommen uns Zweifel und wir kehren um. Nach zwei Stunden sinnloser Herumguckerei probieren wir es zur Abwechslung mal mit Nachdenken. Die eine Straße ist unpassierbar, die andere führt zum South Gate und das North Gate liegt nicht auf dem Mond. Wir nehmen die Koordinaten, norden uns auf der Karte ein und donnern erneut dem South Gate entgegen. Irgendwann muss ein Abzweig in nordöstlicher Richtung auftauchen. Er tut es, kaum zwei Kilometer hinter der Stelle, an der wir das erste Mal umgedreht sind. Offenbar hat man als Ersatz für die kaum zugängliche Sumpfroute eine neue Schneise in den Busch geschoben. Nur hat sich noch niemand die Mühe gemacht, sie in die Karten zu zeichnen.

Auf dem Weg zum North Gate durchqueren wir dichten Mopanewald, der augenscheinlich regelmäßig von Elefanten heimgesucht wird. Er wirkt wie eine gewaltige Plantage, in der mächtige Rüsselträger als Gärtner arbeiten. Indem sie die nachwachsenden Bäume zu kugeligen Büschen zurechtstutzen, erhalten sie ihr Schlaraffenland. Die in einer Höhe abrasierten Bäumchen treiben reiches Laub. Während ausgewachsene Baumriesen selbst für Elefanten zu hoch sind, bieten ihnen die Mopane-Beete eine Nahrungsquelle, an die sie leicht herankommen. Von dieser Art der Landschaftspflege profitieren auch die Impalas, die in solchen Regionen besonders häufig vorkommen. Hier finden sie Schutz für ihren zahlreichen Nachwuchs und Nahrung im Überfluss. Die meisten Kitze sind kaum ein, zwei Wochen alt und blinzeln neugierig und furchtsam zugleich zwischen den Büschen hervor. Ihre wedelnden Ohren scheinen viel zu groß für die kleinen Gesichter.

Unter ein paar hohen Bäumen am Rande des Khwai River richten wir unser Lager ein. Der Blick schweift über die alte Knüppelbrücke, die zum North Gate hinüberführt und eine üppige Auenlandschaft, in der sich der Khwai River zu einer Reihe funkelnder Teiche erweitert. Bis zum Nachmittag dösen wir im Schatten unter raschelnden Blättern vor uns hin, dann begeben wir uns entlang des Flusses auf Pirschfahrt. Die Hinweise der Ranger klingen wenig begeistert. Beim Thema Löwen unbestimmtes Achselzucken und Elefanten haben sie auch schon lange keine mehr gesehen. Na schön, dann halt auf gut Glück.

Vorbei an Grasebenen und blinkenden Wasserflächen rollen wir in weiten Bögen auf die Khwai River Lodge zu, deren Sendemast am Horizont aus dem Wald aufragt. Herden von Impalas ziehen über die Weiden. Unzählige Kraniche, Gänse, Jacanahs, schwarze Störche und eher seltene Löffler säumen die Ränder der Seen. Glockenreihler stülpen den Schirm ihrer ausgespannten Flügel im Halbkreis über die Wasseroberfläche, um bei der Beutejagd das reflektierende Licht fernzuhalten. An einem Wasserloch kühlt sich ein Adler die Füße ab. Hechelnd und mit hängenden Schwingen steht er im seichten Wasser und hat offenbar nicht die geringste Absicht seinen exklusiven Badeplatz zu räumen. Durstig taucht er den Schnabel ins Wasser und lässt das kühle Labsal langsam durch die gereckte Kehle rinnen. Auch uns täte eine Abkühlung wohl. Die Hitze im Wagen ist schier unerträglich. Am Liebsten würden wir uns zu dem Raubvogel ins Wasser setzen.

In weitem Bogen windet sich die Fahrspur am Waldrand entlang um eine Ebene herum und passiert die Khwai River Lodge mit ihren luxuriösen Pfahlbauten. Als wir über eine leicht erhöhte Kuppe um die nächste Kurve biegen, öffnet sich vor uns ein Anblick, der uns beinahe den Atem nimmt. Etwas Ähnliches haben wir nie zuvor gesehen.

Die grasbestandene Senke endet in einem Wasserloch, hinter dem sich dichter Urwald erhebt. Mehr als einhundert Elefanten wandern in der Ebene umher. Massive Leiber, wohin man auch schaut. Von links drängt eine Herde Wasserbüffel heran. Ihre Anzahl übertrifft die der grauen Riesen noch. Die Körper der Tiere vermischen sich zu einer einzigen wogenden Masse. Hufe scharren, wirbeln Staub auf und platschen im Schlamm herum. Lehmverkrustete Gesichter mit ausladenden Hornspitzen stieren kurzzeitig in unsere Richtung. Allmählich ziehen sich die Elefanten zurück und überlassen den Büffeln die Bühne. Auf dem Autodach wandert das Fernglas zwischen uns hin und her. Wir fotografieren und können uns nicht satt sehen. Ein einzelner großer Elefantenbulle weidet keine achtzig Meter von uns entfernt die Blätter eines zerrupften Mopane-Baumes ab. Von Zeit zu Zeit wendet er uns den massigen Schädel zu, schnaubt zufrieden und fährt mit sichtlichem Wohlbehagen fort, die Zweige des Baumes zu entlauben – das perfekte Bild einer friedlichen Koexistenz. Es gibt nicht mehr viele Flecken auf der Welt, wo solche Erlebnisse möglich sind, und sie sind seit geraumer Zeit im Schwinden begriffen. Verglichen mit der Fläche des afrikanischen Kontinents ist das Moremi Wildlife Reserve ein winziger Zoo.

Bei Sonnenuntergang schleichen wir um die Pools direkt vor dem Camp, die wie Perlen im Abendlicht schimmern. Aus den mit Riedgras bestandenen Tümpeln schnauft und prustet es leise – Nilpferde. Zehn, zwölf massive Köpfe ragen knapp über die Wasseroberfläche. Wedelnde Pinselohren peilen in unsere Richtung und aus geblähten Nüstern stieben Wasserperlen in die Luft. Die Hippoherde tut das, was unter Verhaltensforschern gemeinhin „socialising“ genannt wird: Man plantscht herum und hält engen Körperkontakt. Ab und an öffnet sich ein riesenhaftes Maul zu einem Furcht einflößenden Gähnen. Unter den Halbwüchsigen herrscht Gerangel. Mit weit aufgerissenen Mäulern versuchen sie sich gegenseitig zu beeindrucken. Sie werfen die Köpfe in den Nacken, ihre gewaltigen Hauer zeichnen sich gegen den Nachthimmel ab, dann nicken sich die Kontrahenten ein paar Mal in voller Breitseite zu, bevor sie grummelnd und blubbernd unter der Wasseroberfläche verschwinden. Bald tauchen sie, einen Schwall von Wasser vor sich herschiebend wieder auf und das Spiel beginnt von vorn.

Auch ausgemachte Winzlinge sind dabei. Die putzigen Mini-Hippos erblicken auf dem Land das Licht der Welt. Mehrere Monate werden sie von ihren Müttern in versteckten Schilflagern gehätschelt, dann erst beginnt der Ernst des Lebens im kühlen Nass. In ihrem Buch „Das Auge des Elefanten“ beschreibt die amerikanische Feldbiologin Delia Owens das so: *... dieses Weibchen kehrt anscheinend mit seinem Jungen zur Gruppe zurück; das Kleine hoppelt wie ein Gummispielzeug über den Strand. Als die beiden ans Wasser kommen, bleibt das Baby stehen. Die Mutter sieht das Kalb an, und ich höre sie förmlich sagen: „Ich habe vergessen dir etwas zu sagen: Wir leben nicht am Strand, sondern im Wasser.“* Nach diesem eher abrupten Gewöhnungsprozess muss sich das Jungtier im Gedränge seiner wohlbeleibten Großfamilie behaupten. Es verlässt die Fluten nur noch zusammen mit der Herde, wenn sie zum Fressen in das umliegende Grasland zieht.

Nachts hören wir wildes Plantschen vor dem Zelt, wenig später gefolgt von einem zufriedenen Mampfen. Als ich die durch die Fliegengaze nach draußen starre, schimmern im fahlen Licht des Vollmonds fünf schwarze Silhouetten mit wohlgerundeten Formen auf der Wiese jenseits des Pools. Friedlich weiden die Kolosse das saftige Gras ab. Ein paar kleinere Punkte sind auch dabei. Mit den schmatzenden Lauten der Nilpferde im Ohr schlafen wir ein.

Beim Morgenrot sind wir wieder auf den Beinen. Der letzte Tag und definitiv die letzte Chance auf Löwen zu treffen, deren Brüllen wir in der vergangenen Nacht von weit entfernt vernommen haben. Der Khwai River Loop erscheint uns am Vielversprechendsten. Alles andere ist weitgehend Glücksache. Bereits auf den ersten Kilometern beginnt die verflixte Batterielampe zu flackern. Wir hatten den kleinen Zwischenfall vor einigen Tagen schon vollkommen vergessen. Nach einem weiteren Kilometer beginnt der Motor zu stottern und will kein Gas mehr annehmen. Uns schwant, dass der Tag nicht ganz so verlaufen wird, wie wir ihn geplant haben.

Der Versuch, die Maschine zu stoppen und neu zu starten erweist sich als völlig Fehleinschätzung der Situation. Nachdem der Motor einmal steht, springt er einfach nicht mehr an. Beim Drehen des Zündschlüssels klickt es leise unter der Haube. Ansonsten gibt der Anlasser keinen Mucks mehr von

sich. Ein Verdacht, der mich schon seit Beginn unserer Reise im Unterbewusstsein verfolgt hat, nimmt zusehens Gestalt an. Der Regler der Lichtmaschine ist hinüber. Er hätte sich keinen besseren Tag für seinen Exitus aussuchen können. Jedenfalls hat die Batterie keinen Saft mehr und wir ein nicht ganz unerhebliches Problem. Ich rechne zusammen: Bis nach Maun sind es rund 100 Kilometer, bis ins Camp schlappe vier, an Windhoek versuche ich im Moment nicht zu denken.

Also dann. Zwei Wasserflaschen wandern in die Rucksäcke, eine Überlebensration Erdnüsse und Sonnenschutz dazu, der Hut auf den Kopf und natürlich muss die Kamera auch mit. Ordentlich wie wir sind, verschließen wir den Nissan und platzieren das rote Warndreieck auf dem Wagendach. Man weiß ja nie. Wir speichern die Koordinaten unserer Pannestelle im GPS und begeben uns auf unseren unfreiwilligen Bushwalk. Das Gefühl ist zumindest ungewohnt. Vielleicht stoßen wir jetzt endlich auf unsere heiß ersehnten Löwen. Oder sie auf uns. Blödsinn, zum Jagen ist es viel zu heiß.

Wir grüßen die Zebras und Impalaantilopen, die verwundert im Fressen innehalten. Zuerst folgen wir dem Verlauf der Fahrspur, doch allmählich wird uns das zu dumm. Für sinnlose Umwege haben wir keine Zeit. In direkter Linie sind es lächerliche vier Kilometer, Peilung Nord-Nordwest. Das wird ja wohl zu schaffen sein, Löwen hin oder her. Ingeheim schwöre ich mir nie wieder einen Benziner zu mieten.

Eine drei viertel Stunde später marschieren wir zu Fuß über die Knüppelbrücke, bitten die Ranger um eine Abschlepphilfe, hocken kurz darauf auf der Ladefläche eines betagten Landrovers und schreien Richtungsabgaben in den Fahrtwind. Lake, unser Fahrer, lacht und hält sein GPS aus dem Fenster. Er hat das gleiche Modell wie ich. Dank der Hightech-Ausstattung stehen wir zehn Minuten später vor unserem gestrandeten Fahrzeug. Mit dem Überbrückungskabel springt der Motor an und säuft nach ein paar Umdrehungen wieder ab. Wir lassen den Landrover laufen und hoffen, dass die Batterie sich erholt. Eine Viertelstunde geht ins Land.

Dann erwacht unser Motor zu neuem Leben – und läuft. Rasch packen wir alle Utensilien zusammen und geben Gas. Noch zweimal wiederholen wir die Prozedur, dann steht unser Pick-up auf der anderen Seite der Brücke am North Gate. Mittlerweile ist die Kontrolllampe wieder erloschen und alles scheint in bester Ordnung. Trotzdem bitten wir die Ranger einen Funkspruch zum South Gate abzusetzen, bevor wir uns auf den Weg machen. Wenn wir in zwei Stunden nicht am südlichen Ausgang des Reservates auftauchen, sollen sie uns einen Wagen entgegen schicken. Wieder erwarten läuft der Nissan einwandfrei. Eine Stunde später checken wir am South Gate aus.

Einigermaßen zuversichtlich starten wir in Richtung Maun. Auf halber Strecke, fünfundzwanzig Kilometer vom South Gate und noch fünfzehn vom Checkpoint des "Vet-Fence" entfernt, lasse ich mich zu der Bemerkung hinreißen, dass es doch eine verdammt seltsame Sache sei mit diesem Auto und um wie viel sicherer man sich mit einem Diesel fühle. Falls Autos zu übersinnlichen Wahrnehmungen fähig sind, unser Nissan hat es gehört. Fast augenblicklich beginnt die Leuchte der Batteriekontrolle zu flimmern, beim Antippen der Bremse gesellt sich das gelbe ABS-Licht hinzu, die rote Warnlampe des Airbag sendet Morsezeichen und kurz darauf blinkt auf der Kontrollkonsole hinter dem Lenkrad eine ganze Lichtorgel. Der Motor stottert und ein paar hundert Meter weiter rollt der Wagen im Schatten eines ausladenden Mopane-Baumes aus. Unverhofft stehen wir mitten im Busch.

Eins ist sicher: Laufen scheidet diesmal aus. Eingedenk der üblichen Verkehrsdichte auf der Piste zum Moremi Wildlife Reserve richten wir uns auf eine längere Wartezeit ein. Kaum zwei Minuten später nähert sich aus südlicher Richtung ein uralter grüner Toyotatruck. Im Fahrerhaus sitzen vier breit grinsende Männer. Der Motor tickt mit unendlicher Gemächlichkeit vor sich hin. Trotzdem wagen wir einen Versuch mit dem Überbrückungskabel. Ein aufgemotzter Nissan King Cab mit zwei jungen Neuseeländern rauscht heran. Sie sehen die Sache cool. Zehn Minuten laden und wir seien quasi in Maun. Wir haben da so unsere Zweifel. Das nächste Fahrzeug ist ein nagelneuer Range Rover mit getönten Scheiben. Die Herren tragen helle Anzüge, dunkle Sonnenbrillen und haben wenig Lust sich die Finger schmutzig zu machen. Als wir die altersschwache Batterie des Toyotas gerade von ihren Leiden erlösen wollen, fegt wieder eine Staubwolke über die Piste, dieses Mal aus Norden. Offenbar herrscht heute Hochbetrieb. Uns kann es nur recht sein.

Der Hilux steht hoch in den Federn und ist von oben bis unten mit Dreck bespritzt. Da sind wir ja an die richtigen Offroader geraten. Die Insassen sind zwei Burschen aus Südafrika und haben alle Zeit der Welt. Da sie nichts Besseres vorhaben als auf möglichst großen Umwegen nach Johannesburg zurückzukehren, bilden sie unsere Eskorte. Der Schwung reicht für ganze zwei Kilometer. Plaudernd

stehen wir vor den geöffneten Motorhauben und sehen zu, wie der Saft des Hilux in unsere Batterie fließt.

Wir bleiben nicht lange allein. Dem nächsten Allrad entsteigt ein rundlicher Mann mit breiter Zahnlücke und blütenweißem Hemd. Offenbar kennt er sich aus. Er hält einen Vortrag über die möglichen Ursachen und weist uns mit schelmischem Grinsen darauf hin, dass es aus seiner Sicht wenig Sinn macht, die Batterie unseres V-6 bei laufendem Motor aufzuladen. Schließlich verbrauchten wir dabei ungefähr die gleiche Energiemenge, die aus dem Hilux herüberfließt. Der Einwand ist an Logik kaum zu überbieten. Leicht peinlich berührt schalten wir den Motor aus. Als er dann auch noch mit einem Spannungsmessgerät anrückt, sind wir tief beeindruckt. Von Beruf ist er Mechaniker, Autoelektriker zudem und arbeitet, natürlich, für Rileys Garage in Maun. Es sind diese Art Zufälle, die solche Geschichten später wenig glaubhaft erscheinen lassen.

Immerhin kommen wir diesmal fast fünf Kilometer weiter und holpern mit der nächsten Ladung mit stotternder Maschine punktgenau vor das Tor des Kontrollpostens. Dort kommt uns die geniale Idee, endlich die Batterien zu tauschen. Die volle des Hilux langt sicher bis Maun und unsere wäre bis dahin auch wieder voll. Einen Schönheitsfehler hat die Sache: Der Hilux springt beim Überbrücken nicht mehr an. Also packen wir den Abschleppgurt aus, schalten die Untersetzung ein und zerren das tonnenschwere Gefährt hinter uns her durch das Tor. Wir warten ab, bis der Generator genügend Spannung liefert, um neben der Batterie auch die Benzinpumpe zu versorgen, dann donnern wir, gefolgt von einer wehenden Staubfahne, auf der Schotterpiste der nächsten Werkstatt entgegen.

Dort kennt man das Problem. Ein Nissan 3,3 Liter V-6? Der Mechaniker greift in die Schublade seines Schreibtischs und kramt einen verdreckten Schalter hervor. Die Kohlestifte des Reglers stecken tief in ihrer Fassung. Das sei mein Problem, meint er grinsend. Staub und Wasser dringt in das Gehäuse, verklebt die Andruckfedern der Kontakte, kein Kontakt, kein Strom und nicht einmal die Warnlampe leuchtet mehr auf, weil auch sie vom Stromkreis des defekten Reglers versorgt wird. So einfach ist das. Mir erscheint das Ganze angesichts eines fast neuen Geländewagens eher wie ein handfester Konstruktionsfehler. Es beruhigt uns ungeheuer, dass sich das Dilemma in anderthalb Stunden beheben lässt. Um halb vier sind wir mit getauschtem Regler „on the road again“. Den alten haben sie uns als Andenken überlassen.

Dann liegt der endlose Highway vor uns. Es wird Nacht und die Scheinwerfer verlieren sich im Dunkel voraus. Der Vollmond in unserem Rücken verwandelt die Fahrbahn hinter uns in eine bleiche Schlange. Mit Mühe finden wir den Abzweig des D´Khar Camps der Buschmänner, rumpeln kilometerweit über buschbestandenes Farmgelände, bis wir uns auf dem riesigen Areal soweit verfranst haben, dass wir die ausgewiesenen Stellplätze nicht mehr finden und schlagen nahe einer Wasserpumpe zwischen halbhoher Akazien unser Lager auf. Morgen sind wir zurück in Windhoek. Danach wartet die hektische Betriebsamkeit der täglichen Routine auf uns. In unserem Dachzelt fühlen wir uns im wahrsten Sinne des Wortes noch einmal wie in einem Himmelbett. Die gelbe Scheibe des Mondes scheint durch das Fliegengitter und taucht unsere Schlafstatt in ein weiches Zwielicht. Meine Gedanken kreisen um die Zebraherden in der Savanne, die Giraffen mit ihrem schwebenden Gang, um flinke Antilopen und zierliche Impalas, die Begegnung mit den Elefanten und der Büffelherde am Wasserloch und um gelbe Katzen mit langen Mähnen, die uns immer wieder genarrt haben. Ihretwegen werde ich eines Tages zurückkehren. Alles erscheint unwirklich für einen Moment und doch ist es vielleicht erst der Anfang. Man sollte seinen Glauben nicht verlieren.

Reiseinfo Okavangodelta, Botswana

Anreise:

Es gibt, natürlich, eine Vielzahl von Möglichkeiten ins Okavangodelta zu gelangen. Viele Reisende verbinden einen Abstecher ins Delta mit einer meist ausgedehnten Erkundungstour durch das südliche Afrika. Prinzipiell ist denkbar, auch ohne Mietfahrzeug über die internationalen Drehkreuze des Luftverkehrs wie Johannesburg (Südafrika), Windhoek (Namibia) oder Harare (Simbabwe) und dann mit dem Zubringerflug einer afrikanischen Airline direkt nach Maun einzufiegen und alles Weitere vor Ort über einen der vielen „Tour-Operators“ zu organisieren – sofern man für die Unterkunft in einer der Nobellodges das nötige Kleingeld übrig hat. Wer es individueller mag und sich länger im Land aufhalten möchte, kommt um ein Allradfahrzeug nicht herum. Da die Konditionen für Mietwagen in Botswana vergleichsweise teuer sind, empfiehlt sich die Anreise über Südafrika oder Namibia. Vorzuziehen ist aus unserer Sicht die „direkte“ Route mit Air Namibia von Deutschland nach Windhoek und von dort per Mietfahrzeug (z.B. Britz, Kontakt über: britznam@britz.com.na) über den Grenzübertritt Buitepos/Mamuno und Ghanzi nach Maun. Die Strecke Windhoek-Maun ist locker in zwei Tagen zu bewältigen, die Straßen sind durchgehend asphaltiert und in gutem Zustand. Der Grenzübertritt gestaltet sich unproblematisch, sofern ein Autorisierungsschreiben der Verleihfirma vorliegt, dass man mit dem Mietwagen nach Botswana einreisen darf. Unsere Reiseplanung kann man unter http://www.perentie-productions.de/aktuell/2003_kalahari.htm nachlesen.

Reisezeit:

Jahreszeiten in unserem Sinne existieren im südlichen Afrika mit seinem heißen subtropischen Klima nicht. Der „Sommer“ von April bis September fällt in die Regenzeit, die im November beginnt, mit maximalen Niederschlägen in den Monaten Januar bis März, der „Winter“ von Mai bis August in die Trockenzeit mit niedrigeren Tages- und vor allem Nachttemperaturen und spärlichen, eher sporadischen Niederschlägen. Reisen ins Okavangodelta sind praktisch zu jeder Jahreszeit möglich, doch während der Regenzeit wird der Aktionsradius durch die starken Regenfälle drastisch eingeschränkt und viele Strecken sind auch mit einem Allradfahrzeug unpassierbar. Ab Februar /März erreichen die Wassermassen des angolanischen Hochlandes das Okavangodelta und füllen das Becken bis Juni und Juli zu seiner maximale Ausdehnung. Für Tierbeobachtungen erscheint der November ideal. Regenfälle haben die Tracks dann noch nicht in unüberwindbare Schlammfurten verwandelt, und die Tierwelt konzentriert sich an den verbliebenen Wasserstellen.

Geld:

Während in Namibia die Währung an den südafrikanischen Rand gekoppelt ist und somit der namibische Dollar und der südafrikanische Rand gleichermaßen akzeptiert werden, gilt in Botswana der Pula (1 € = 5,6 Pula, Stand: Ende 2003). Kreditkarten werden fast überall an den Tankstellen der größeren Ortschaften wie Ghanzi oder Maun akzeptiert. Ansonsten empfiehlt sich der Direktumtausch von US\$ oder das Geldabheben per EC-Mastercard am Geldautomaten. Barabhebungen mit Kreditkarte werden mit saftigen Bankgebühren belohnt.

Unterkunft & Verpflegung:

Der Posten „Unterkunft“ entfällt, sofern man sich beim Mietfahrzeug für einen voll ausgerüsteten Bush-Camper entschieden hat. Unser Nissan Hardbody 3.3 V-6 4x4 Off Road war mit zwei Dachzelten ausgestattet und somit war die Schlafstatt immer dabei. In Ghanzi und Maun gibt es zahlreiche große Supermärkte, in denen man alles bekommt, was man für einen längeren Trip in das Delta benötigt. Es empfiehlt sich das Trinkwasser mit Micropur zu entkeimen oder auf die 5-Liter-Ballons zurückzugreifen, die man in Supermärkten oder Bottleshops erhält.

Karten/Führer:

Für die Reisevorbereitung zu Hause tut es die Botswana-Karte von International Travel Maps, Maßstab 1:1.500.000, die man im Kartenhandel beziehen kann. Die besten Karten sind allerdings eindeutig die „Shell Tourist Map of Botswana“ im Maßstab 1:1.750.000, in der alle Tankstellen eingezeichnet sind und die mit einem zusätzlichen Infoteil und GPS-Koordinaten der wichtigsten touristischen Punkte sehr opulent ausgestattet ist und aus der gleichen Reihe die „Shell Map of the Moremi Game Reserve“ mit zahlreichen Detailkarten im Maßstab 1:350.000, erhältlich bei allen größeren Tankstellen in Namibia und in den Souvenirläden in Maun.

Landschaft und Klima:

Mit über 1.400 Kilometern Länge ist der Okavango der drittgrößte Strom des südafrikanischen Subkontinents. Er entspringt im Hochland von Angola, stürzt als Popa Falls den Caprivi-Streifen hinab und fasert sich hinter der botswanischen Grenze über einen „Pfannenstiel“ in die eigentliche Okavango Pan auf, die das größte Binnendelta der Welt darstellt und weiter südlich in der angrenzenden Kalahari verdunstet. Das streng geschützte Moremi Wildlife Reserve nimmt etwa ein Drittel des gesamten Deltas ein und gehört zu den ganzjährig mit Wasser versorgten Deltabereichen. Hier, im Reich der tausend Inseln, prägen scheinbar endlose Schilfröhrichte und

Papyrussümpfe das Bild, umgeben von ausgedehnten Galeriewäldern und einer weitläufigen Busch- und Baumsavanne.

Wer es heiß mag, ist hier richtig. Immerhin befindet man sich knapp nördlich des Wendekreis des Steinbocks und damit per definitionem in den Tropen. Aber das Klima ist erträglich und selbst mitten im Delta erscheint die Luft nur wenig feuchtigkeitsbeladen. Jedenfalls kann ich mich an kaum ein Land erinnern, in dem ich das Klima je so genossen hätte. Nimmt man die Mittagsglut einmal aus, bewegt man sich fast die ganze Zeit in einer scheinbar temperaturlosen Sphäre, ein Gefühl permanenten Wohlbefindens, ohne Unterschied zwischen drinnen und draußen, mit einem steten warmen Wind auf der Haut, der jeden Anflug von Transpiration davonträgt.

Ausrüstung:

Es gilt wie für alle Reisen in Länder mit subtropisch- /tropischem Klima am Beginn der Regenzeit: leichte, im Zweifelsfalle schnell trocknende Kleidung, ausreichend Sonnenschutz in Form diverser Schutzcremes von Faktor 12 an aufwärts, ein Hut mit breiter Krempe und im Okavangodelta Moskitoprävention bzw. Malariaphylaxe. Generell empfiehlt die WHO für Reisen nach Botswana die prophylaktische Einnahme von Antimalariamitteln. Doch mit entsprechenden Maßnahmen besonders in den Dämmerungsphasen wie langärmeligen Hemden, langen Hosen und einer ordentlichen Ladung „Anti-brumm“, lässt sich eine relativ kurze Reise in ein exponiertes Gebiet auch ohne Prophylaxe mit einem kalkulierbaren Risiko bewältigen. Ein der aktuellen Resistenzsituation entsprechend wirksames Medikament wie Lariam® oder Malarone® sollte man als Stand-by aber in jedem Falle mitführen. Wir waren überrascht wie wenig Moskitos in der Gegend des Moremi Wildlife Reserve unterwegs waren und konnten unsere Stiche an zwei Händen abzählen. Eine plasmodiumverseuchte Anopheles-Mücke war offenbar nicht darunter.

Verhalten:

Im Moremi Wildlife Reserve genießt man das Privileg, sich mit einem Allradfahrzeug ohne Führer entlang der vorhandenen Tracks völlig frei und ungebunden in einer faszinierenden Landschaft unter wilden Tieren bewegen zu können, und insofern ist in jeder Hinsicht der nötige Respekt geboten. Ein rücksichtsvolles Verhalten gegenüber der Natur gebietet sich im Grunde von selbst. Querfeldeinfahrten sollte man tunlichst vermeiden. Auch zu dicht an die Tiere heranzufahren, führt nur zu unnötigen Frustrationen auf beiden Seiten. Längere Spaziergänge, besonders nachts oder in den Dämmerungsphasen, können mitunter gefährlich werden. Immerhin ist so ein Zweibeiner für manches Raubtier potenziell eine leichte Beute. Bei der Wahl seines Camps sollte man sich an die ausgewiesenen Stellplätze halten und darauf achten, dass man sein Fahrzeug nicht mitten auf einem Hippo-Trail parkt. Die Tiere würde es vermutlich wenig stören, die Nachtruhe hingegen schon. Es empfiehlt sich außerdem, alles, was irgendwie nach Essen riecht, gut zu verwahren und sämtliche Luken des Nachts dicht zu verschließen, was hungrige Hyänen zumindest theoretisch davon abhält, die Vorratskisten zu plündern. Das hilft - fast - immer. Ein paar Tage vor unserer Ankunft im Xakanaxa Camp verschaffte sich eine ausgewachsene Tüpfelhyäne trotz Sicherheitsvorkehrungen gewaltsamen Zugang zu ihrem nächtlichen Mahl - durch die geschlossene Scheibe der Beifahrertür.

Nachtrag

Das Okavangodelta ist ein weltweit einzigartiges Ökosystem im Norden Botswanas. Schon Ende der neunziger Jahre war dieser unersetzliche Lebensraum durch die Absichten Namibias bedroht, mittels einer 1.200-km-Pipeline das gewaltige Wasserreservoir des Deltas anzuzapfen, um die während Dürrezeiten darbenende Hauptstadt Windhoek mit ausreichend Wasser zu versorgen.

Nachdem diese Pläne kürzlich fallen gelassen wurden, droht dem Tierparadies im südlichen Afrika neues Ungemach, dieses Mal allerdings von weit erschreckender Dimension, wie der Spiegel in seiner aktuellen Ausgabe berichtet. Für die Sumpflandschaft des Okavango-Beckens könnte sie das endgültige Aus bedeuten, mit unabsehbaren Folgen für das klimatische Gleichgewicht, Tierwelt und Tourismus.

Nach Informationen des Nachrichtenmagazins "Der Spiegel" plant die namibische Regierung im Caprivi-Streifen in Höhe der Popa Fälle auf eigenem Territorium den Bau eines Staudamms, der die periodischen Überflutungen Hunderte Kilometer weiter südlich praktisch zum Versiegen bringen würde. Zum Schrecken sämtlicher Ökologen haben die Anrainerstaaten einer Machbarkeitsstudie bereits zugestimmt und es steht zu befürchten, dass das Staudammprojekt der namibischen Elektrizitätsgesellschaft NamPower mit all seinen verheerenden Folgen für das Okavangodelta tatsächlich realisiert wird. Und nicht nur Namibia will vom Okavango-Wasser profitieren. Nach Ende der Bürgerkriegsunruhen plant offenbar auch Angola die Errichtung zweier Staudämme.

Damit wäre eines der letzten Refugien afrikanischer Wildnis unwiederbringlich dahin. Nicht nur das Okavangodelta selbst wäre vom drohenden ökosystemaren GAU betroffen, der gesamten zentralen Kalahari, die südlich an die Ausläufer des Okavango-Beckens anschließt, würde mit dieser Maßnahme der Lebenshahn zugedreht – ein ökologisches Desaster ohnegleichen und ein Verlust für die gesamte Menschheit.

Wir möchten uns vehement gegen diesen beispiellosen Raubbau an einem der letzten halbwegs intakten Ökosysteme der Erde zur Wehr setzen und uns an Regierungen, Naturschutzorganisationen, UNESCO und die verantwortlichen Betreiber der Projekte wenden. Nur internationaler Druck und alternative Lösungsvorschläge können das sich anbahnende Verhängnis verhindern. Unterstützende Zuschriften richten Sie bitte an protectnature@perentie-productions.de, Stichwort „Okavango“.